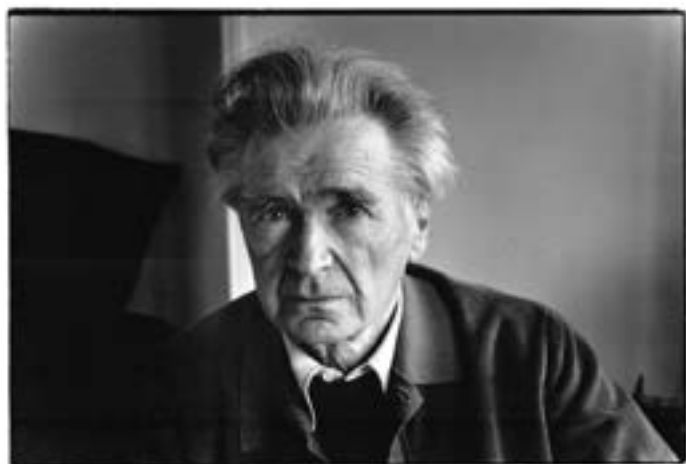


MATTHES
& SEITZ
& BERLIN
PAPER.
BACK



Bernd Mattheus

CIORAN

Portrait eines radikalen Skeptikers

Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Prolog	
Begegnungen mit einem freundlichen Misanthropen	9
I	
Vom Mißgeschick, geboren zu werden	29
II	
Der Gedanke, sein Leben irgendwie zu verunstalten	65
III	
Exil	101
IV	
»Alles ist Schein«	161
V	
»Existieren ist ein Plagiat«	231
VI	
Epilog	283
Anmerkungen	285
Bibliographie	339
Namensregister	359

»Es ist unglaublich, daß die Aussicht, einen Biographen zu haben,
noch keinen darauf verzichten ließ, ein Leben zu haben.«

Cioran



Abb. Irmeli Jung, Cioran, Paris 1988.

Prolog

Begegnungen mit einem freundlichen Misanthropen

Mit der ihm eigenen Ironie betitelte Cioran die Sammlung seiner literarischen Portraits 1985 als »Exercices d'admiration« – »Anbetungs-Exerziten«, »Bewunderungsübungen« –, aus welchen in der deutschen Ausgabe »Widersprüchliche Konturen« wurden. Da ich nicht beabsichtige, mich in Bewunderungsübungen zu ergehen, muß ich gleichwohl das Motiv benennen, ein intellektuelles Portrait des rumänischen Denkers skizzieren zu wollen. Es hat etwas mit den persönlichen Begegnungen zu tun, den Erschütterungen, die sie auszulösen vermögen. Gemeint ist selbstverständlich nicht das Vorrecht einer intimen Vertrautheit, auf die andere Anspruch erheben können, sondern die gleichzeitige Konfrontation mit dem Werk und seinem Autor. Denn nur ausnahmsweise beugen sich Berufsphilosophen über Cioran, um ihn aus sicherer Distanz zu gewichten und zu bewerten. Schwerlich ist er einer der ihren, seine Leser sind vielmehr die Verunsicherten, die Zweifelnden, jene, die alles in Frage stellen, ja die Verzweifelnden, Suizidanten gar. »Seit einiger Zeit«, wird er zu Protokoll geben, »habe ich Gespräche mit einer 19jährigen, die einen Selbstmordversuch unternommen hat. Als sie gerettet wurde, sagte sie, die düsteren Stellen in einem meiner Bücher hätten sie dabei bewegt. Auf Veranlassung von Bekannten

sprach ich dann drei Stunden lang mit ihr und erklärte ihr, wie ich den Selbstmord verstehe. Ich zeigte ihr, warum für mich die Idee (nicht die Tat!) des Selbstmords so wichtig ist. Gerade der Gedanke, daß ich mein Leben beenden kann, hilft mir, am Leben zu bleiben.«¹

Mit etwas Glück entdeckt man ihn in jungen Jahren — wie etwa Rimbaud, Artaud, Bataille. Eine den Geist der Revolte wider alle und alles befeuernde Stimme, eine persönliche Ansprache und ein Lektüre-Erlebnis, von dem man ahnt, daß es sich nicht ohne weiteres wiederholen wird.

Meine erste Begegnung — nicht mit Cioran, sondern mit seinen »Syllogismen der Bitterkeit«, war von Sympathie, Zustimmung, Begeisterung getragen. Ich registrierte das Paradox — wie einstmals beim Lesen Abū l-‘Alā’ al-Ma‘arrī’s oder Manlio Sgalambros —, wie sehr mich der schwärzeste Skeptizismus zu erheitern vermochte! Cioran als Tonikum: »Kürzlich traf ich den österreichischen Lyriker Ernst Jandl hier in Paris nach einer Lesung, und er sagte zu mir: Ich lese Ihre Bücher immer, wenn ich depressiv bin.«² Gelegentlich sprach Cioran von Lesern, denen er indirekt das Leben gerettet hatte. In dieser Hinsicht erfüllen seine »Aveux et anathèmes« (dt. Der zersplitterte Fluch) wohl eine ähnliche Funktion wie die *songs* Leonard Cohens: einigen wenigen verhilft er dazu, die Nacht, den nächsten Tag durchzustehen, aber im diametralen Gegensatz zur Aufklärer-Rhetorik Camus’ und Sartres: einmal Lehrer, immer Lehrer. Der kathartische Effekt des Dialogs zwischen dem einen und dem anderen Verzweifelten verdankt sich dem Umstand, daß der eine noch über Worte oder Töne verfügte, statt Amok zu laufen oder ersatzweise Hand an sich zu legen. Ciorans Gleichstellung von Schreiben mit Aufschub des Suizids bzw. der tätigen Rache war dermaßen entwaffnend, daß ich mich fragte, welches Thema unser Gespräch überhaupt noch tragen könnte, sollten wir uns jemals begegnen, nach einer so grundsätzlichen Bejahung seiner Position. Wie wesentlich das Ersatzhandeln für den Schriftsteller Cioran sein wird, möchte meine Studie u. a. darlegen.

Anfang der achtziger Jahre ergab es sich, daß der Rumäne in der Wohnung einer gemeinsamen Bekannten aufkreuzte. Er hatte zuvor angerufen und gefragt, ob es opportun sei, nach 20 Uhr wen auch immer anzurufen. Nach einigem Wortgeplänkel war klar, daß er mich als designierten deutschen Übersetzer seines jüngsten Opus', »Écartèlement« (dt. Gevierteilt), nicht nur kennenlernen, sondern auch prüfen wollte.

»Wie würden Sie *cafard* übersetzen?«

»Das ist ein Knoten ...«, murmelte ich.

»Als ›Knoten‹ also ...?«

Erst Jahre später erfuhr ich, wie sehr dieses zufällige Zusammentreffen arrangiert war. Teils streute Cioran Bemerkungen zu meiner Belustigung ein (beispielsweise »Nietzsches Fötus«, um Gabriel Marcel zu charakterisieren), teils ging er auf meine Themen – Artaud und Bataille – ein, wenn er sich nicht in der Selbsterabsetzung übte: Bin ich als Rumäne in den Augen der Franzosen denn etwas anderes als ein diebischer Zigeuner? Habe ich mich mit dem Verlagswechsel nicht schuldig gemacht, mich illoyal verhalten? Zwar lesen ihn jetzt die Frauen im Friseursalon, aber sei er nicht dennoch ein »Verräter« gegenüber seinem ersten deutschen Verleger?

Sowohl Artaud als auch Bataille hätte er noch kennenlernen können, aber zu deren Lebzeiten habe er die Gesellschaft von Schriftstellern am wenigsten gesucht. (Im Laufe der Jahre staunte ich, wen er doch alles kannte und mit welchen Vorurteilen er rang.) Als die Rede auf Henri Thomas kam, äußerte er sich emphatisch über dessen erste Frau Colette (1918–2006), eine außergewöhnliche Schönheit, die fragile Kindfrau in Person. Zu diesem Zeitpunkt dürfte die Schauspielerin und Schriftstellerin, die in den fünfziger Jahren einen nicht unbeträchtlichen Erfolg hatte, wie Artaud, bereits zwei Jahrzehnte in der Psychiatrie verbracht haben.

Georges Bataille beneide er seiner Ausführungen über die Langeweile wegen, die er eines Tages im Radio gehört habe. Ein von akademischen Philosophen in der Regel vernachlässigtes Pro-

blem. Cioran spielte auf ein 25 minütiges Gespräch mit Bataille an, in dem dieser auf Fragen zu seiner Vita geantwortet hatte. In seinem Brief vom 22. Januar 1982 an mich sprach er abermals davon, daß er »ein sehr eindrucksvolles Gespräch mit einem Unbekannten hörte. Es war Bataille.« Radio France hatte den Beitrag im Rahmen der Reihe »Qui êtes-vous?« am 15. Juli 1951 um 20 Uhr 30 gesendet. In der Transkription heißt es auf die Frage nach seiner Kindheit: »vor allem entsinne ich mich, daß ich sehr faul war, und ich kann nicht behaupten, daß ich mich gerne langweilte, aber die tiefe Langeweile, in der ich gelebt habe, verweist hinreichend darauf, daß das, was ich gerne tat, irgend etwas war, das mich zerstreuen konnte. (...) Die Langeweile ist bereits eine Ziellosigkeit. (...) meine Erziehung war nicht eine der Zwänge. Dagegen war sie vielmehr eine Erziehung der Verlassenheit. Meine Eltern kümmerten sich nicht besonders um mich, und in dieser Langeweile litt ich darunter, allein zu sein. Ich erinnere mich sehr gut an die im Halbdunkel verbrachten Stunden, die wirklich zu den schmerzlichsten meines Lebens zählten.«³

Die eine Stunde im Juni 1981 hatte nicht jene einschneidende Enttäuschung zur Folge, die mit dem Wunsch nach einer lückenlosen Koinzidenz von Vita und Œuvre verbunden ist. Allerdings war mancher Besucher, vor allem die Schreibenden unter ihnen, mit dem Eindruck zurückgekehrt, daß die konziliante Heiterkeit einen starken Kontrast bildete zum skeptischen, ja manchmal misanthropischen Opus des Exilrumänen. Man vergißt dabei zum einen, daß er sich im Alter zunehmend zu öffnen begann, gleichwohl aber einer Autorengeneration angehörte, die sich, von überschaubaren Ausnahmen abgesehen, noch nicht notorisch medial selbst inszenierte, also sich als Person zu »verkaufen« verstand.

Ciorans Taschenbücher in den Händen von Frauen, die sich beim Coiffeur giftige Aphorismen lesend die Wartezeit verkürzen: diese Fehleinschätzung war verzeihlich, und von dritter Seite erfuhr ich, daß seine Tantiemen, einschließlich derjenigen aus Übersetzungen, sein Leben nicht trugen. Noch 1968 beliefen

sich seine gesamten Tantiemen, notiert er in seinen »Cahiers«, auf 80000 alte Francs. Immerhin sollte er bei einem *rating* der Zeitschrift LIRE, einer sog. Bestenliste, in den achtziger Jahren sogar Lévi-Strauss, Lacan und Barthes aus dem Felde schlagen!

Zerreißung

Es kommt vor, daß die Bücher, die unsere gegenwärtige Stimmung treffen, uns geradezu zufliegen — *sie* suchen uns. »*Écartèlement*« gehörte zweifellos zu diesen, und bersetzungsprobleme inaugurierten meine Korrespondenz mit dem Autor. Er verwarf manchen meiner Vorschläge, artikulierte Alternativen und untersagte mir insbesondere, die gefundenen Quellen anzugeben. Am meisten beschäftigte ihn die Titelfindung für die deutsche Ausgabe, wobei er mehrere Vertraute um Rat fragte: »*Gerdert* scheint mir bis jetzt der beste, obwohl *gerädert* ist nicht *écartelé*«, schreibt er am 17. November 1981. »*Zerreißung, Zerrissenheit* erinnern zu sehr an [Die Lehre vom] *Zerfall*. – *Hin und Her* – oder einfach: *Hin*«, heißt es in seinem Brief vom 18. Dezember des Jahres an mich. Dennoch war diese Zerrissenheit allein in den abgehackten, aber schwungvollen Linien seiner Handschrift sichtbar. Und wie wichtig es ihm war, die totale Kontrolle über das Unternehmen zu bewahren, geht aus der folgenden – fast imperativen – Einladung hervor: »(...) ich glaube doch, dass es gut wäre, wenn Sie einen kleinen Aufenthalt in Paris (3–4 Tage) machen könnten. Sie würden beherbergt von Verenas Freunden, und Sie könnten bei mir essen (schlecht, aber gesund). Ende Februar wäre vielleicht ein guter Termin. Kassel ist zu abseits für mich, obwohl ich, wegen meines Alters, nur die Hälfte der Reise bezahlen würde.«⁴

Da ich verhindert war, lernte ich niemals die Kochkünste des Autors bzw. seiner Lebensgefährtin kennen. Dritte riefen ihm schließlich »*Gevierteilt*« als den definitiven Buchtitel zu. Aus meinem von ihm in Rot korrigierten Typoskript geht hervor, daß er gelegentlich seinen französischen Text auf deutsch neu dachte,

reformulierte, statt die Übersetzung zu präzisieren. Die Streichung des Aphorismus: »Sobald man auf die Straße geht, ist *Ausrottung* das erste Wort, das einem beim Anblick der Leute einfällt« (Kap. »Ansätze zum Taumel« II) in der deutschen Ausgabe verdankte sich seiner (?) ihm inzwischen möglichen Diplomatie. Er wolle nicht mit Pol Pot verwechselt werden, antwortete er, als ich ihn später darauf ansprach (diesen Vergleich hatte der NOUVEL OBSERVATEUR angebracht). Trotzdem veröffentlichte er in »Aveux et anathèmes« eine Variante dieser Invektive: »Kaum auf der Straße, rufe ich aus: wie perfekt ist doch diese Parodie der Hölle!«

Jede Großstadt bietet unendlich viele Anlässe zu Ausrufen dieser Art, sofern man sie nicht nur als Tourist erlebt. Weniger durchsichtig sind für mich dagegen die Gründe für die zahlreichen Streichungen in der deutschen Ausgabe von »Le mauvais démiurge«, »Die verfehltete Schöpfung«.

Darüber hinaus leistete sich Cioran den Luxus, erst nach zwanzig Jahren einen Text in eines seiner Bücher zu integrieren. So war der Essay »Dringlichkeit des Schlimmsten« (in »Gevierteilt«) bereits 1960 unter dem Titel »La clef de l'abîme« in dem Sammelband »L'Apocalypse« vereint worden, allerdings nur als Buchunikat sowie im gleichnamigen Ausstellungskatalog, so daß man eigentlich nicht von einer Veröffentlichung sprechen kann.

»Gevierteilt« hatte eine gewisse Mißstimmung aufkommen lassen, wengleich mir Patrick Waldberg versicherte, Cioran spreche mit »estime« von mir. (Im Nachhinein konnte ich von den schlechten Erfahrungen lesen, die alle bisher mit den designierten deutschen Übersetzern gemacht hatten.) Um die gegenseitigen narzißtischen Kränkungen aufzulösen, adressierte ich an den Rumänen einen Brief, in dem ich darzulegen versuchte, wie wenig die entstandenen Wolken zwischen uns mit ihm persönlich etwas zu tun hatten oder gar mit Arroganz meinerseits, ganz im Gegenteil. »Mon cœur mis à nu« brachte mir die unerwartete Antwort Ciorans vom 26. August 1984 ein, der aus seiner gewohnten Sommerzuflucht im Seebad Dieppe schrieb, wo er eine

Dachkammer bewohnte: »Ich verstehe die Stimmung[,] in der Sie vor drei Jahren waren[,] um so mehr [,] als ich mich heute in einer ähnlichen wie der Ihrigen befinde. Damals war ich kampfes- und übersetzungslustig. Jetzt scheint mir alles egal. Vielleicht durch Müdigkeit.

Wegen einer dummen Voreingenommenheit gegen alle Franzosen meiner Generation, habe ich nie richtig Bataille gelesen. Was ich bedauere[,] ist[,] dass ich nicht versucht habe[,] ihn irgendwie zu treffen.«

Uns trennten mehr als fünfzig Jahre Lebenserfahrung, aber *cafard* und Depression spiegeln einander, man versteht sich.

Als im Frühjahr 1984 der erste Band meiner Bataille-»Thanatographie« erschienen war, gab es ermutigende Reaktionen seitens Maurice Blanchots oder Jean Piels — aus dem *inner circle* Batailles also. Ciorans Lektürenotiz vom 22. September 1984 dagegen, war eine brisante Mischung aus Anerkennung meiner Leistung und der psychoanalytischen Frage nach dem, was einen Bio-thanatographen ausmacht: »Danke für den Band über Bataille. Sie geben darin so viele bedeutende Auskünfte über die Persönlichkeit, daß mein Bedauern, sie nicht gekannt zu haben, dadurch abgemildert wird. Es besteht kein Zweifel, daß er mehr war als ein Schriftsteller oder ein Denker: ein *Aber [mais]*. Aus einem dummen Grund habe ich nie versucht, ihm zu begegnen: ich verübelte ihm, daß er die Soziologie ernst genommen hatte, eine Disziplin, für die ich immer eine tiefe Verachtung empfand. Es ist leichter, ein Laster abzulegen als ein Vorurteil.

Wie konnten Sie, der Sie zurückgezogen leben und ohne sichtbaren Wunsch, sich zu zeigen, kurz gesagt: ein ›Leben‹ zu haben, diese beachtliche Arbeit leisten, die ausgerechnet einem ›Leben‹ gewidmet ist?

Es stimmt, und darin liegt die Hauptbedeutung des Werkes, daß Sie stets das Ereignis und die Idee, die Biographie und die Philosophie miteinander verbinden, so daß der Leser, durch unzählige Details aufmerksam geworden, dem Verlauf eines intellektuellen Dramas beiwohnt.«

Bei der Definition Batailles als »Aber« dürfte sich Cioran mitgemeint haben, im Sinne von permanentem Einspruch und Widersprechen. Mit Denker und Philosoph verband er eher negative Attribute, sei es das Abgehobensein (der erlöste Weise, der keine Fragen mehr stellt), sei es die Elaboration eines kohärenten philosophischen Systems. Mir entging nicht die Zweideutigkeit des Wortes *vie*, das sowohl Leben als auch Biographie meint, dennoch konsternierte mich Ciorans Frage – eigentlich ein Befund – dermaßen, daß ich zu einer ausführlichen Replik ausholte.⁵ Seinerzeit ahnte ich kaum, daß der Denker womöglich Eigenes auf mich projizierte,⁶ noch wie sehr er sich Becketts Wahlspruch zu eigen gemacht hatte, daß unser Leben zu kurz sei, um sich um anderes als um sich selbst zu kümmern und sich etwa der Erforschung anderer Biographien zu widmen. Mein Tun war in seinen Augen einfach pervers, verrückt oder unverständlich, die mich bewegende Frage eben, wie wird man Artaud, wie Bataille? Ganz offensichtlich hatte er sich ein Bild von mir gemacht, das mir wenig schmeichelte.

Rue de l'Odéon Nr. 21, 5. Stock rechts

Noch immer in Sachen Bataille-»Thanatographie« in Frankreich unterwegs, verabrede ich eine Zusammenkunft mit Cioran in dessen Pariser Domizil, 21, Rue de l'Odéon, Ende März 1985. Über der Klingel in der 5. Etage rechts ein für Paris unüblicher Zettel mit seinem Namen. Mit einer Handbewegung rät er mir, obwohl wir beide nicht groß sind, mich unter der niedrigen Wohnungstür zu ducken. Seine Begrüßungsformel »Vous avez bonne mine« kommt mir wie blanker Hohn vor, habe ich doch eine zwölfstündige Fahrt im Auto mit peniblen Zollkontrollen, Schneestürmen, einem übermüdeten Fahrer etc. hinter mir. Noch tief in der Nacht hatten Omnibusse den Place de l'Odéon, wo ich wohnte, befahren. Obwohl ich eine Nachtteule war, sollte ich bald einsehen, daß sich Ruhe in Paris auf ein ganz schmales Zeitfenster von wenigen Stunden beschränkte, also in der Re-

gel ein Desiderat war. Ein permanentes Hintergrundgebrumm – und sei es nur das Hantieren eines Bäckers mit frischem Teig, der um vier Uhr morgens sein Handwerk beginnt –, das durchaus beruhigend sein konnte, gehörte zum Sound der Metropole. In dieser könne man nicht mehr leben, bemerkt der Schriftsteller. Er beklagt New Yorker Verhältnisse, den zur Normalität werdenden Straßenraub und erzählt von gerade eingetroffenen osteuropäischen Emigranten, die – den Traum ihres Lebens – Paris erreicht, auf der Stelle ihrer ganzen Barschaft nebst Papieren beraubt wurden. »Sie hätten den Boden küssen mögen vor Glück, um dann auf der Gendarmerie belächelt zu werden: »Hier kommen ganze Lastwagen mit leeren Brieftaschen an...!« Unwillkürlich fragte ich mich, ob Cioran zur Anlaufstelle von Opfern und Gestrandeten aller *couleur* geworden war. Er berichtet empört von der Aggression wider eine befreundete Ärztin, die eine Gruppe Schwarzer mit dem Spruch »die Métro ist für uns da!« aus dem Waggon vertrieben hatte. (Es gibt wahrlich umgekehrten Rassismus: als wir das Hotel bezogen, mußten wir ungewöhnlich viel Gepäck aus dem Wagen in die Zimmer umladen. Der Concierge, ein Algerier, verzog keine Miene, als wir mehrmals bepackt die Treppe erklimmen. Seine Rache für unser spätes Eintreffen bestand darin, uns nicht auf das Vorhandensein eines Fahrstuhls hinzuweisen. Und in der Goutte d’Or- oder Pigalle-Gegend währte man sich praktisch in Afrika und als Weißer in der Minderheit, der auf dem Trottoir auszuweichen hatte. Und ich konnte erleben, wie ich in einem Bistro des Quartiers nach einer gewissen Zeit mit Bestimmtheit zum Zahlen und Gehen aufgefordert wurde. Ich paßte nicht ins Bild. Zum Ausgleich dagegen dieser andere nordafrikanische Hotelportier, der seine paar Brocken Deutsch zur Anwendung bringt — im Gegensatz zur Mehrheit der Franzosen, die sich nicht dazu herabläßt, irgendeine Fremdsprache zu benutzen; der arabische Kellner, der einen mit »mon ami« anspricht, ganz zu schweigen von den ungezählten aufmerksamen Blicken und dem angedeuteten Lächeln der Frauen mit dem café-crème-Teint.)

Ciorans Alptraum ist eine Moschee in jedem Quartier. Er spielt mit dem Gedanken, sich einen »letzten Wohnsitz« zu suchen, was er mit Lebens-Sinn in eins setzt. Sein gegenwärtiger Traum ist das Dresden vor der Zerstörung — Welch unvermutetes Faible für Deutschland! Hatte er nicht Saint-Germain-des-Prés seit 1937 nie verlassen und sich praktisch nur innerhalb ein und desselben Planquadrats um den Jardin du Luxembourg herum bewegt? Von einem der kleinen Ein-Sterne-Hotels, deren »Komfort« bekannt ist, ins andere: Hôtel Marignan, Rue du Sommerard 13; Hôtel Racine, Rue Racine 23; die nächsten fünfzehn Jahre schließlich, vor der Mansarde in der Rue de l'Odéon, im Majory, Rue Monsieur-le-Prince, das auch als Stundenhotel genutzt wurde. Der Wilhelmshöher Park, meint er, sei schon Grund genug, in Kassel zu leben. (Ich vergesse zu fragen, wann und warum er dort war. Ich weiß vom einstigen Romantiker-Treffpunkt, von Huysmanns' Besuch der Gemäldegalerie, noch nichts dagegen von Becketts regelmäßigen Visiten in den dreißiger Jahren.) Und die dortigen minimalen Kontakte könne ich auch als Vorteil betrachten. In einer Stadt wie Berlin hätte ich allerdings mehr Freunde. Ich wende ein, an den West-Teil denkend, der allein mir vertraut ist, daß dort entweder ausschließlich Genies (verkannt oder nicht) oder Rentner leben.

Cioran lacht gerne und häufig, während er peinlich darauf achtet, daß keine heiteren und gelösten Fotoportraits von ihm veröffentlicht werden. Sein imposanter Haarschopf erinnert an denjenigen Strindbergs. Er hat eine hohe, altersdünne Stimme, die merkwürdigerweise tiefer klingt, wenn er französisch spricht. Trotz vier Dezennien Praxis klingt sein Französisch so »balkanesisch« wie nur möglich. Sein Deutsch dagegen ist makellos, die Satzstruktur freilich beeinträchtigt durch das sprachliche Fremdgehen. Im Grunde stottert und hechelt er, was seinen eigenen Reiz hat. Ich muß darauf achten, diese abgehackte Melodie nicht zu übernehmen.

Während ich am Portwein nippe, dreht er sein leeres Glas in den Händen. Ein von 1960 datierendes Foto zeigt ihn noch mit

der Zigaretzenspitze im Mund, neben sich die Packung »Gitanes« auf dem Tisch. Sehr *dandylike*. Mein Blick schweift zu einer geöffneten Hand ab, dem einzigen Bild an den Wänden. Ich denke, daß es die Darstellung der Hand eines geliebten Menschen sein könnte, also eine Zeichnung mit einem gewissen Fetischaspekt, so schlicht sie ist. Tatsächlich handelt es sich um eine Cioran gewidmete Radierung Eduardo Chillidas, »Main XXV«⁷ von 1979, eines der für ihn typischen Motive. Er dürfte den Basen während einer seiner Spanienreisen kennengelernt haben.

Wir sitzen praktisch im spärlich möblierten ›Salon‹ des Appartements, dessen Glanzpunkt nicht die Campingmöbel bilden, sondern der winzige ins Dach eingelassene Balkon, der das Pariser Schornsteinmeer überragt. In sein Arbeitszimmer, ein besserer Verschlag mit Schlafgelegenheit, hatte er mir nur einen Blick zu werfen gewährt. Für Fotositzungen dagegen sollte er gerade jenen Raum wählen. Alles wirkte so improvisiert wie bei einem Studenten, der sich nicht dazu entschließen konnte, der Wohnung welchen Stil auch immer zu geben. Rohre und Stromkabel teilen vertikal die Wände. Auffällig die wenigen Bücher, abgesehen von jenen, die sich auf dem Fußboden stapeln. Hinter seinem Schreibtisch ein spärlich gefülltes Regal. Kurios die drei kleinen, über seiner Liegestatt an der Wand befestigten Spiegel. Darunter eine von Reißnägeln gehaltene Papierbahn mit Notizen — gewiß die Frucht »weißer Nächte«? (Nein, die Fotokopie eines *objet trouvé*, lese ich anderswo, das der Graphismen wegen – von wessen Hand? – dort hängt.) Die das Bett flankierende Wandseite ist in halber Höhe mit Stoff bespannt, am Kopfende ein Kelim. Zu Füßen des Bettes erhellt ein kleines Fenster die Kammer. Später sollte eine gerahmte Ikone hinzukommen. Eines Tages soll Ciorans Lebensgefährtin das Chaos dieses Schlaf- und Arbeitsraums nicht einmal mehr betreten haben.

Im Hintergrund des ›Salons‹ ist die Gegenwart eines weiteren Menschen zu vernehmen. Es kommt vor, daß Cioran die Schiebetür öffnet, hinter sich schließt, ein paar heftige Worte zischt, um sich dann wieder an den Tisch mit dem Salzgebäck und den

dekorativen Alkoholflaschen zu begeben (zu den Insignien eines großbürgerlichen Salons gehört offenbar ein mit Spirituosen überladener Beistelltisch, was nicht impliziert, daß man diese auch nur anrührt). Kein Wort über seine Lebensgefährtin, Simone Boué, so als störe frau das Bild vom Solitär.

Das momentane militante aufklärerische Klima in Deutschland vergleicht er mit den sechziger Jahren in Frankreich, als Sartre noch als ›Meisterdenker‹ galt. Im Grunde registrierten wir ein letztes, oft selbstgerechtes Sichaufbäumen einiger engagierter wie frustrierter Intellektueller vor dem endgültigen Desaster gesellschaftspolitischer Utopien des vergangenen Jahrhunderts.

»Debatten über die Atombombe überlasse ich den Putzfrauen!« Cioran gelingt es immer wieder, den Glauben an die Allmacht der Geschichte, der Politik, des Sozialen in einem sarkastischen Gelächter zerplatzen zu lassen. Seines Erachtens müßte ein Gang über den Friedhof eigentlich jeden Fanatiker abkühlen, ernüchtern. Dabei steht er keineswegs über den pragmatischen Alltagsdingen. »Kann man eine Einladung ins Berliner Wissenschaftskolleg annehmen?« will er wissen. Inzwischen ist mir bekannt, wie indiskutabel solche Ehrungen für ihn sind und mache mich über das obligatorische Ritual der gemeinsam eingenommenen Mahlzeiten der *fellows* lustig. Aber Cioran hat sich mehr als zwölf Jahre lang in Mensen verköstigt und weiß besser als ich, daß es uneigennützig Generosität nicht – mehr – gibt, er folglich mit seinem Namen zu ›zahlen‹ hat. Seine Unbestechlichkeit in diesem Punkt imponierte mir über alle Maßen. Ein skeptisches Werk konnte mit einem üppigen Stipendium nur annulliert, die Glaubwürdigkeit seines Autors durch einen Preis nur fragwürdig werden.

Als ich mein bevorstehendes Rendezvous mit Laurence Bataille erwähne, fragt er mich, ob er eine Petition für Judith Millers Mann, Jacques-Alain Miller, unterzeichnen solle (Judith ist die Tochter von Sylvia Bataille und Jacques Lacan). Als ein bezüglich Politik gebranntes Kind wird er es nicht tun. Als ich frage, ob er an etwas schreibe, winkt er ab: »Ich bin *erledigt*.« Er sei alt gewor-